



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

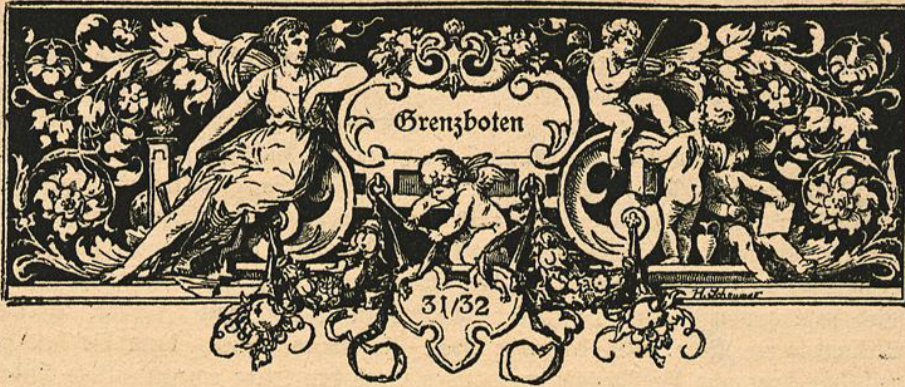
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tirpitz, Großadmiral v.: Über unsere außenpolitische Neuorientierung

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Über unsere außenpolitische Neuorientierung

Von Großadmiral v. Tirpitz



Die alte Streitfrage, ob Männer die Geschichte machen oder die Geschichte eines Volkes durch seine innere Entwicklung bestimmt ist, wird nie ganz gelöst werden, da Volk und Männer von einander abhängige Funktionen sind. Die Nachkommen aber werden Motive und Handlungen einzelner Männer und deren Wirkung klarer und konkreter erkennen als die innere Entwicklung einer Nation. Darum nimmt die Geschichtsschreibung im allgemeinen die Handlungen der einzelnen Männer als Richtlinien ihrer Darstellung und ergänzt sie durch Ausblicke auf die Entwicklung der Nationen. Bei der starken Wechselbeziehung zwischen Männern und Volksmassen ist jedenfalls das eine sicher: Ein Volk geht dem Untergang entgegen, wenn es sich nicht zur Geschlossenheit nach außen erheben und die innere Zerklüftung des Volkstums überwinden kann. Nie war Rom größer als im Augenblick des Empfangs, den der Senat dem gegen seinen (des Senats) Willen gewählten Feldherrn Terentius Varro nach der Schlacht von Cannae bereitete.

Bei der Politik, die ein Staat dem anderen gegenüber zu befolgen hat, handelt es sich einmal um die allgemeine Richtlinie, welche für die gegebene Epoche am zweckmäßigsten erscheint, und dann um die Handhabung derselben für den akuten Fall. Erstere, die Richtlinie, kann auf längere Erwägung zahlreicher Köpfe gegründet sein, jedenfalls wirkt in unserer Zeit Stimmung und Auffassung des ganzen Volkes erheblich auf sie ein, während die Verantwortung für die Handhabung fast stets auf einzelne Männer fällt.

Der Verlauf des Weltkrieges hat nun vielen Deutschen die Augen darüber geöffnet, daß in den letzten Jahren vor dem Krieg die Richtlinie unserer Politik nach Osten falsch, oder für die gefährliche Lage, in der Deutschland sich damals befand, mindestens unzureichend war. Um das kurz anzudeuten: Die Gefahrgröße, welche Deutschland durch die Russen möglicherweise erwachsen konnte, wurde zu hoch bewertet und nicht genügend berücksichtigt, daß der Expansionsdrang dieses

Volkes, solange es ein festes Staatsgebilde darstellte, nach den südlichen Wassern und nicht nach Deutschland ging.

Heute ist daher die Frage auf die Tagesordnung gerückt, ob wir an der Richtlinie, die Bismarck bis zu seinem Tode gegenüber Rußland, und zwar vielfach im Widerspruch zu der Stimmung in den liberalen Parteien innegehalten hat, zurückkehren sollen, oder ob wir, wie es ein hervorragender Gelehrter von demokratischer Gesinnung während des Krieges ausdrückte, uns an „die westliche Kultur (England) anlehnen müssen“. Bei den Erörterungen über diese schwierige Frage wird man zunächst jedes Sentiment abzustreifen haben, und früherer eigener Stellungnahme keine weiterdauernde Kraft einräumen dürfen, denn die heutige politische Lage und die Machtfaktoren haben durch den Krieg eine gewaltige Änderung erfahren. Schließlich darf man nicht vergessen, daß der Erfolg und die Handhabung jeder Richtlinie bei einem durch einen Mehrheitsbeschluß regierten Staat noch erschwert wird durch den Mangel an Stetigkeit, der dieser Staatsform naturgemäß anhaften muß, sofern nicht ein sehr geschlossener außenpolitischer Instinkt alle Volksklassen und damit alle wechselnden Mehrheiten gleichförmig durchbringt. Ein Arbeiten „auf lange Sicht“ ist aber für eine außenpolitische Richtlinie Grundbedingung; auch dürfen innerpolitische Parteiinteressen auf sie keinen Einfluß gewinnen.

Es ist nur menschlich, daß alle diejenigen, die vor dem Kriege und während des Krieges an einen Erfolg ihres Werbens um Englands Gunst geglaubt und dementsprechend gehandelt haben, den Ausgang des Krieges zu begründen suchen mit der Behauptung, sie wären mit ihrem Werben nur nicht genügend durchgedrungen, sonst würden sie Erfolg gehabt haben. Richtig hierbei mag sein, daß wir weder das eine noch das andere mit rücksichtsloser Konsequenz durchgeführt haben, und daß dieses Schwanken uns schließlich zwischen die beiden Stühle gesetzt hat.

In den von mir niedergeschriebenen „Erinnerungen“ habe ich selbst keinen Zweifel darüber gelassen, daß bei den großen Interessengegenständen wir meiner Ansicht nach richtig gehandelt hätten, uns damit abzufinden, England als einen Todfeind des Deutschen Reichs und Volkes anzusehen, ein Standpunkt, der die weitere Ansicht, jeden Konflikt mit England — wenn irgend möglich — zu vermeiden, keineswegs ausschließt und der logisch zu der Notwendigkeit führen mußte, jeden vitalen Differenzpunkt mit Rußland zu beseitigen, auch wenn Opfer unsererseits dabei nicht vermeidbar waren.

Über diese Frage habe ich kürzlich mit einem welt- und geschäftserfahrenen Hamburger Herrn von warmer vaterländischer Gesinnung einen Meinungsaustrausch gehabt. In diesem gibt derselbe zwar die Möglichkeit zu, der von mir vertretene und mit Schaffung der Flotte auch vom Staate teilweise eingeschlagene Weg hätte zum Erfolge führen können, der Weg zur Verständigung mit England wäre ihm aber doch als der sicherere erschienen. Da der betreffende Herr mit seinen Ansichten auch an die Öffentlichkeit getreten ist, und die große Richtlinie unserer Politik vor dem Kriege unter freilich sehr veränderten Verhältnissen auch nach dem Kriege noch Bedeutung besitzt, bin ich von Freunden gebeten worden, meine nachfolgend gegebene Antwort weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Ich schrieb in den letzten Tagen des März d. J.:

„Gerade weil wir beide auf Grund unseres Berufslebens die Frage von einer verschiedenen Perspektive aus beurteilen, im übrigen aber das an sich Richtige suchen, hat dieser Meinungsaustausch doch vielleicht einigen Nutzen. Für mich ist er jedenfalls sehr lehrreich gewesen. Daß die Geschichte und die Entstehung des englischen Imperiums für meine Auffassung spricht, wird kaum bestritten werden können und es kann eigentlich nur die Frage aufgeworfen werden, ob bei den Verhältnissen, wie sie um die Wende des Jahrhunderts sich herausgebildet hatten, es möglich war, uns mit England lediglich auf gemeinsamer geschäftlicher Basis zu arrangieren, oder ob es für dieses auch von mir gleichzeitig angestrebte Ziel notwendig war, das geschäftliche Verhandeln durch den Besitz eigener, auch gegen England effektiver Macht zu erleichtern. Sie haben das erstere für möglich gehalten, während ich der Ansicht bin, daß dieser Weg bestenfalls nur zu einer *societas leonina* hätte führen können. Sie haben die Auffassung, das hätte uns genügen können, und nach dem Verlauf des Krieges werden gewiß viele Deutsche die billige Bemerkung hinzufügen, eine *societas leonina* wäre der heutigen Lage Deutschlands doch sehr vorzuziehen. Was den ersten Punkt betrifft, so war und bin ich noch heut der Ansicht, daß es die Pflicht einer so großen Kulturnation wie Deutschland war, den Versuch zu machen, sich frei und unabhängig neben der angelsächsischen Welt zu behaupten. Das aber konnte in einem Abhängigkeitsverhältnis zu England nie erreicht werden; nur wenn der Versuch geglückt wäre, hätte das Deutschtum die Möglichkeit gewonnen, seine höchsten Kulturaufgaben zu erfüllen. Wir konnten aber auch, selbst wenn wir uns hingaben, das von Ihnen gedachte Freundschaftsverhältnis mit England meines Erachtens nie erreichen. Vor vielen Jahren, als die Erinnerung an Waterloo bei uns noch nicht ganz ausgelöscht und der Konflikt mit England noch nicht akut war, hat ein kluger Holländer mir einmal eingehend auseinandergesetzt, daß England ‚der Feind‘ für Deutschland werden würde und nichts uns davor bewahren könne. Sie, die Holländer, hätten Veranlassung gehabt, diese Frage zu studieren. Der Mann hat recht gehabt. Vielleicht war ihm der Ausspruch des englischen Admirals Monk in Erinnerung geblieben. Als vor dem zweiten der drei Handelskriege, die England mit Holland führte, über den Kriegsgrund, den man anführen wollte, debattiert wurde, rief dieser Admiral den schwankenden Herren zu: ‚Was kommt es auf diesen oder jenen Kriegsgrund an; was wir brauchen, ist ein Stück mehr von dem Handel, den die Holländer jetzt haben.‘ Sir E. Grey hat dasselbe Ziel 1914 mit weniger derber Offenheit erreicht. England hat seit der Königin Elisabeth nur Handels- und Wirtschaftskriege geführt, ob es die spanischen Silbergaleeren, der holländische Traffic oder die französischen Kolonien waren. Die wirtschaftliche und damit schließlich auch die politische ‚Beherrschung‘ des europäischen Kontinents war das klare, nie aus dem Auge gelassene Ziel aller englischen Staatsmänner, ja des ganzen englischen Volkes. Im vorigen Jahrhundert hatte es dieses durch die Schlacht bei Trafalgar, den Sturz Napoleons und durch den Wiener Kongreß gewonnen. Um die Wende des jetzigen war sein Übergewicht wirtschaftlich in Zweifel gestellt. Es ist bei dieser Frage zu bedenken, daß England gewissermaßen der Stapelplatz von Europa in dieser Zeit gewesen war, während nach seiner geographischen Lage, unterstützt durch unsere fünf ins Land gehenden Flüsse, Deutschland für den Kontinent der natürliche wirtschaftliche Hauptstapelplatz für Europa hätte sein müssen, nicht die vorgelagerte Insel England.

Nicht Cuxhaven, sondern Hamburg, nicht die Tschusaninseln (wie manche früher glaubten), sondern Schanghai war der Geschäftsplatz. Ebenso würde es mit der Zeit nicht Zanzibar, sondern Darressalam für Ostafrika geworden sein. Dieses Naturgesetz wirkte zusammen mit anderen Faktoren unaufhaltsam und mußte England zurückdrängen. Das Gefühl dieses wirtschaftlichen Rückganges durchdrang alle Schichten seiner Bevölkerung. Ohne Kampf, sobald er aussichtsvoll sich zeigte, wollte man nicht auf eine Gleichstellung mit uns herabsteigen. Keine koloniale oder wirtschaftliche Vereinbarung konnte diese Bewegung abwenden. Das ist auch der eigentliche Grund, weshalb Englands Staatsleute auf ein billiges Flottenagreement in den Jahren vor dem Kriege niemals in Wirklichkeit eingehen wollten.

Wenn Sie sagen, daß England sich durch das Entstehen unserer Flotte bedroht fühlen konnte, da die See seine Größe ausmacht, so setzt diese Ansicht doch voraus, daß man den Monopolgedanken Englands auf die See tatsächlich anerkennt, während die See doch allen Völkern in gleichem Maße gehört. Im übrigen berücksichtigen Sie wohl doch den Umstand nicht genügend, daß einem industriellen Deutschland gegenüber die englische Flotte doch ebenso bedrohlich oder vielmehr noch bedrohlicher war, da ohne deutsche Flotte England jeden Augenblick die Möglichkeit sich bot, Deutschland ohne jede Gefahr die Gurgel abzuschneiden. Nur die guten Deutschen können glauben, England würde in solcher Lage Deutschland den Strick um den Hals nicht je nach Bedürfnis lose oder fest angezogen haben. Auch der von manchen gehegte Gedanke, eine Freundschaft unsererseits mit England würde uns den Frieden mit Rußland gesichert haben, erscheint mir nicht richtig. Ist denn ganz vergessen, in welche unwürdige Lage Preußen herabgedrückt wurde, als es — übrigens auf bringenden Rat Bismarcks — während des Krimkrieges Englands Drängen, am Kriege gegen Rußland teilzunehmen, nicht nachgab? Nicht die Freundschaft zu England, sondern die zu Rußland war das Kriterium der Politik Bismarcks.

Die Leiter unserer auswärtigen Politik scheinen sich in den Jahren vor dem Kriegsausbruch in dem Glauben befunden zu haben, das Bismarcksche Prinzip weiterzuführen, welches darin bestand, die Erhaltung Osterreichs als eine Lebensnotwendigkeit des deutschen Volkes aufzufassen und nötigenfalls mit Waffengewalt zu verteidigen. Ihr Trugschluß lag darin, daß sie die Bedrohung Osterreichs mit dem Wunsche Rußlands, die Dardanellenfrage in seinem Sinne zu lösen, verquickten, als ob auch die russische Herrschaft über die Dardanellen eine Lebensfrage für Osterreich gewesen wäre. Bismarck selbst hat in seinem Rückversicherungsvertrag das Schicksal Konstantinopels als eine für Deutschland nicht vitale Angelegenheit bezeichnet, für die es nicht wert wäre, die Knochen eines pommerschen Grenadiers zu opfern. Das war aber das eigentliche Ziel Rußlands. Da wir nun in Konstantinopel eine antirussische Politik trieben, so wählte Rußland nicht das Schwarze Meer als Weg dorthin, sondern den Weg über Serbien, und das um so lieber, als bei dem Wasserweg kitzlige Verührungen mit England entstehen mußten, was für uns günstig gewesen wäre. Jetzt sitzt England auf der Hagia Sophia, weil Deutsche und Russen gleich dumm waren.

England ist auch diesmal zu seinem Erfolg gekommen durch die schier unglaubliche Torheit und Eifersucht der europäischen Völker und durch den breiten Wassergraben, den England vor seinem Piratennest besitzt. Vielleicht erkennen die Völker des europäischen Kontinents nach diesem Kriege, wie ihre Interessen denen

Englands entgegengesetzt und in gewissem Grade unter sich solidarisch sind, und schließen sich zusammen.

Sogar in Frankreich treten Anzeichen für diese Erkenntnis stellenweise zutage. Der 'Temps' beklagte im März 1920, daß unser Festlandseuropa, das vor dem Krieg über mehr als die Hälfte der großen Kriegsschiffe der Welt verfügte, heute nur noch ein Fünftel besitzt, und damit das Gleichgewicht zur See von den europäischen Gewässern in den Stillen Ozean hinübergerückt sei. Durch den Kriegsausgang ist nicht nur Deutschland niedergebroschen, sondern ganz Europa.

Die Faktoren, welche den Gegensatz zwischen Europa und England unüberbrückbar machten, klar zu erkennen, war vor 20 bis 30 Jahren die besondere Aufgabe Deutschlands und seiner Staatsmänner, weil wir die unmittelbar Bedrohten waren. Wir mußten unsere Politik auf die drohende Gewitterwolke einstellen und mußten zur Unterstützung einer solchen Politik eigene Macht auf dem Wasser gewinnen. Wir haben nur das letztere getan, und zwar von 1909 bis 1914 unter schwerster Hemmung durch Bethmann und Bermuth. Das erstere, die unserer Lage Lage entsprechende Politik, wurde falsch gerichtet und schließlich eine vielleicht vermeidbare, in jedem Falle eine vorzeitige Explosion möglich gemacht. Sie meinen nun, wir hätten, da Englands Macht gegen uns doch zu stark blieb, uns mit England zusammentun sollen in einer Art Junior-Partnership und die Baltikländer befreien sollen, während ich den Satz für richtiger halte: 'Wer sich mit England verbündet, stirbt daran.' Die Chamberlainschen Anerbieten könnten eine Berechtigung für den von Ihnen als richtig bezeichneten Weg geben. Fürst Bülow bestreitet aber auf das energischste, daß Salisbury, der damals entscheidend war, ernsthaft mit dem Gedanken eines Bündnisses umging. Ich kenne die Vorgänge zu wenig, um das beurteilen zu können, und die diplomatischen Enthüllungen des Politikasters Eckardstein sind mir nicht maßgebend. Aber wenn wir durch Annahme des damaligen Bündnisgedankens auch wirklich zu einem Erfolg hätten kommen können, ein solcher konnte nur kurzlebig sein. Der aus Sentimentsgründen zwischen Deutschland und Frankreich bestehende Gegensatz, zu dem dann noch der zu Rußland m. G. vermeidbare hinzukam, wäre von England stets gegen uns ausgenutzt worden, denn der grundsätzliche Interessengegensatz zwischen uns und England hätte nicht beseitigt werden können, er wäre früher oder später doch von neuem durchschlagend geworden. Dieser Weg hatte nur Zweck, wenn wir Zeit gewinnen wollten, wenn unsere Erstarkung auf dem Wasser dadurch erleichtert und unsere Allianzkräft gesteigert worden wäre. Wäre die Entwicklung unserer Seemacht dagegen unterbunden worden, so wären wir immer mehr zu einem wirtschaftlichen Koloss auf tönernen Füßen geworden und hätten unsere Eigenschaft als Ausbeutungsobjekt, gewissermaßen als Sparbüchse für England, nur vermehrt. Trotzdem würde ich einen solchen Versuch wahrscheinlich nicht ohne weiteres abgelehnt haben, wenn er an mich herangetreten wäre, natürlich mit den erforderlichen Kautelen. An der Gesamtlage Deutschlands hätte er nichts geändert. Unsere Industrie und damit unser Außenhandel waren in einem riesigen Aufschwung, den wir nicht abstoppen konnten und schon allein aus Machtgründen nicht einschränken durften, denn bei den modernen Verhältnissen waren wir ohne Industrie keine Macht. Nur durch die Industrie haben wir den Weltkrieg so lange ausgehalten. Wir konnten diese Entwicklung auch nicht aufhalten, denn wir standen vor der

einfachen Frage, ob wir Menschen exportieren wollten oder Waren. Gerade Bismarck hat sich darüber und demgemäß über die Unmöglichkeit, Englands Liebe zu gewinnen, unzweideutig ausgesprochen. Er war der Zeitlage und seiner Staatskunst entsprechend 1897 noch der Ansicht, daß der Rückversicherungsvertrag für ausreichende Sicherung gegen England genügt hätte. Wenn sein Leben und Wirken in die Zeit hineingereicht hätte, in der die transatlantischen Staaten und Interessen es für Deutschland notwendig machten, auch politisch in Kontinenten zu denken und ein Beschränken auf den europäischen Kontinentgedanken unmöglich wurde, so würde gerade er mit seinem Wirklichkeitsfönn nicht zweifelhaft gewesen sein, daß bei einer Weltpolitik, in die wir hineingerieten, mochten wir wollen oder nicht, auch eine Weltmacht erforderlich war. Bismarck war viel zu sehr Realpolitiker, um die Bedeutung der Macht als wesentlichen Inhalt eines Staates im Leben der Völkler zu unterschätzen. Weltmacht in diesem Sinne kann aber nur Seemacht geben, weil sie überall direkt wirken kann, während die Landmacht unmittelbar nur an den Landgrenzen wirkt, darüber hinaus aber nur indirekt Wirkung ausstrahlt. Ihre Auffassung über die Hauptorientierung unserer Politik wird nun weiter begründet durch den Gedanken, daß unser agrarisches Fundament für einen Industriestaat nicht stark genug gewesen ist und wir erst dieses Fundament schaffen mußten, ehe wir weiter gingen. Sie weisen auf Dr. Schiele hin. Daß dies an sich wünschenswert war, ist nicht zu bezweifeln, aber es war meines Erachtens undurchführbar. Ein stärkeres Betreiben der inneren Kolonisation hätte vielleicht etwas helfen können. Genügt hätte das wohl auch nicht, und das Entscheidende bezüglich der Nahrungsmittelversorgung in einem Konflikt lag für uns, wie die Verhältnisse tatsächlich waren, in einem friedlichen Verhältnis zu Rußland. Wenn man Ihrem Gedanken an eine Verständigung mit England und als unausbleibliche Folge davon einer aggressiven Politik gegen Rußland nachgeht und einmal in der Theorie den vollen Erfolg derselben annehmen will, also die Eingliederung der Balkenländer in irgendeiner Form als Kolonialland für uns, so wäre doch ausschlaggebend geblieben die nicht haltbare geographische Lage eines derartigen Kolonialgebietes, welches als ein relativ dünner Landstreifen das 80-Millionen-Volk der Russen von der Ostsee abgesperrt haben würde. Das hätte auf die Dauer nie gut gehen können und sicher dem Wunsche Englands gemäß uns in einen Kampf mit den Russen auf Tod und Leben dauernd festgelegt. Ich würde deshalb diesen Weg nicht gegangen sein. Dagegen wäre folgende Entwicklung denkbar.

Petersburg in seinem Eise war für Rußland, wenn man es in seiner Gesamtheit betrachtet, ein künstlich geschaffener Zentralpunkt. Der natürliche wirtschaftliche Schwerpunkt Rußlands liegt im Süden, und der Drang der Russen nach dorthin ist ein berechtigter. Dieser Drang lebte, nachdem die Expansion nach Port Arthur durch Japan und England aufgehalten worden war, um so stärker nach dem Jahre 1905 wieder auf. Diesen Drang durften wir nicht hindern, sondern hätten ihm mindestens wohlwollend neutral gegenüberstehen müssen. Der Kernpunkt des Bismarckschen Rückversicherungsvertrages lag ja in der geheimen Schlußklausel über Konstantinopel. Er mußte den Wunsch Rußlands erzeugen, bei seinem Gang nach Konstantinopel Deutschland in wohlwollender Neutralität zu erhalten. Er sicherte uns ferner die politische Leitung von Österreich-Ungarn, und ich möchte glauben, daß, wenn die Russen in Konstantinopel eingerückt wären, auch die Ziegen-

Hirten auf dem Balkan aus Angst vor dem großen Bruder uns um den Hals gefallen wären. Als wir aber den Engländern die Verteidigung von Konstantinopel abnahmen, lenkten wir den nationalen Haß der Russen gegen uns. Der Russe sagte sich: der Weg nach Konstantinopel geht nunmehr über Berlin. Ich möchte dabei bemerken, daß wir auch wirtschaftlich betrachtet kein wesentliches Interesse an der Linie Berlin—Konstantinopel—Bagdad hatten. Der Orientexpres war kein solches, und der wirtschaftliche Weg lag auf dem Wasser. Das Getreide von Odessa ging nicht die Donau hinauf nach Mannheim, sondern durch die Straße von Gibraltar, den englischen Kanal und über Antwerpen. Ich habe vor dem Kriege von klugen Russen mir sagen lassen, daß lediglich diese unsere Orientpolitik uns Rußland zum Feinde machte. Ein direktes und starkes politisches Friedens- und Interessement zwischen beiden Völkern lag außerdem in Polen. Nur aus diesem Grunde hat Friedrich der Große sich der Teilung Polens aktiv angeschlossen. Er hatte seit Kunersdorf und Zorndorf einen großen Respekt vor der russischen Massenkraft. Bismarck hatte diesen weltgeschichtlichen Faktor voll in sich aufgenommen. Es war dem Enkel des früheren Bethmann vorbehalten, das Werk Friedrichs des Großen und Bismarcks auch in dieser Beziehung zu vernichten. Wenn die Politik Deutschlands den von mir als richtig angesehenen Weg gegangen wäre und die weltgeschichtliche Entwicklung den Schwerpunkt Rußlands dauernd nach Süden gelegt hätte, so würden die Baltikländer für Rußland erheblich an Bedeutung verloren haben. Dann hätte vielleicht einmal der Zeitpunkt eintreten können, in welchem das agrarische Defizit Deutschlands sich hätte aufheben lassen, aber erst dann, wenn der Stier uns nicht mehr mit den Hörnern gegenüberstand. Ob es dann notwendig gewesen wäre, den Gedanken eines östlichen Koloniallandes aufzunehmen, will ich hier unerörtert lassen. Im Falle einer wohlwollenden Haltung Deutschlands bei einem Vorgehen Rußlands nach südlichem Ausgang wäre die Stimmung bei den ‚wahren‘ Russen auch weniger feindselig gegen die deutschen Volkspoliten im eigenen Lande geworden und wäre das Deutschtum in Rußland leichter zu erhalten gewesen, was für Deutschland und meines Erachtens in noch höherem Grade für Rußland selbst von größter Bedeutung gewesen wäre. Der Russe braucht die Ergänzung durch das Deutschtum. Hochstehende Russen hatten das voll eingesehen. Lesen Sie in den Ferien hierüber einmal den klassischen Roman ‚Oblomow‘ von Gontscharoff. Der durch unsere politischen Irrtümer entstandene Haß der Russen gegen uns hat das Einsehen freilich überflutet. Der Kaiser hat sich redlich bemüht, auf dynastischem Wege ein gutes Verhältnis zum Zaren herzustellen. Dieser Weg war unzureichend. Entscheidend blieben die großen Interessen, und diese haben wir in der letzten Vergangenheit nicht mehr klar erkannt.

Die für die Zukunft außenpolitisch für Deutschland zweckmäßigen Richtlinien zu finden, ist bei dem ungeheuren Wirrwarr, der über die ganze Welt sich ergossen hat, jetzt ungeheuer schwierig. Ich möchte in dieser Beziehung mit meiner Meinung um so mehr zurückhalten, als mir amtliche Information nicht mehr zur Verfügung steht. Ich will mich daher auf wenige Gedanken beschränken.

Unser Volk ist sittlich schwer krank. Der rücksichtslose Egoismus des Augenblicksvorteils hat zur Zeit den Staatsgedanken völlig zurückgedrängt. Die reine Demokratie ist am wenigsten imstande, Ordnung und ‚freie Bahn dem Tüchtigen‘

zu schaffen. Die Herrschaft der Masse ohne starke Gegengewichte muß jedem Volk den Niedergang bringen. In Weimar sind solche Gegengewichte für die neue Verfassung fast restlos beseitigt worden. Die Mehrzahl unseres Volkes versteht heute nicht mehr, daß Pflichten höher stehen als Rechte, daß das Wohl des Ganzen auch im letzten Ende das Wohl des einzelnen umschließt, daß wirkliche Freiheit nicht ohne Ordnung existieren kann, daß allgemeine Gleichmachung für den Organismus eines Staates eine Utopie ist, und der Versuch hierzu jede persönliche Triebkraft und damit die Gesamtleistung unterbindet. Wir treiben auf diesem Wege noch weiter dem Niedergang entgegen. Können wir uns nicht aus diesem Zustand befreien, so haben wir keine Aussicht auf ein Wiederhochkommen. In Rußland wird der Bolschewismus früher oder später unterliegen; die natürlichen Bodenschätze machen es diesem Volk dann wieder möglich hochzukommen. In Deutschland liegt es anders. Raum und natürlicher Reichtum fehlen uns, wir waren und sind ein Arbeitsvolk und lebten von der Arbeit. Um diese hochwertig zu machen, muß das Geistige an der Spitze stehen. Der Kopf muß die Faust leiten, nicht umgekehrt. In Frage stand und steht jetzt nur, ob wir für uns und unsere Kinder arbeiten, oder als Lohnslaven für andere Völker. Die Durchseuchung unseres Volkes mit bolschewistischen Ideen ist sehr weit vorgeschritten. Die Organisation dieser Bewegung ist außerordentlich entwickelt. Aus einer größeren Zahl von Städten und Bezirken kommt die Nachricht von Einsetzung der Räterepublik. Der bedauerliche Märzputsch in Berlin mag die Citerbeule in unrichtiger Weise aufgestochen haben. Vorhanden war sie in gefährlichster Weise. Unsere Wehrmacht, welche allein uns dagegen schützen kann, ist von der Regierung Ebert systematisch vernichtet worden aus Furcht vor Rückkehr des alten Reiches. Das durch den Krieg schon um die Hälfte bis Dreiviertel seines besten Bestandes reduzierte Offizierkorps wurde unwürdig und schlecht behandelt, die frühere rein monarchische Basis durch nichts annähernd Gleichwertiges und Ideales ersetzt. Die Regierung Scheidemann-Erzberger gab das Ehrgefühl der alten Armee preis, kurz, sie zerstörte die reale Macht, auf der ihre eigene Stellung in Deutschland beruhte. So ist die ungeheure Gefahr des Sieges der Bolschewisten herangereift. Auch in der großen französischen Revolution unterlagen die Girondisten. Tritt dieser Fall auch bei uns ein, so wird der Rest von Lebensfähigkeit, den Deutschland noch besitzt, vernichtet werden und die Möglichkeit eines Wiederaufbaues, wenn dieser Sturm vorübergebraust und die Episode des Bolschewismus beendet ist, für Deutschland wegen der mangelnden Naturbedingungen in einer Weise beschränkt sein, die sich mit der russischen Zukunft nicht vergleichen lassen.

Indessen so sehr daher unsere wichtigste Aufgabe heute in der inneren Gesundung liegt, um das einzige fast, das uns geblieben ist, zum Tragen zu bringen, die Arbeit nämlich, so wird der Erfolg derselben, und zwar in einem mit der Zeit steigenden Maße doch wesentlich bedingt bleiben durch die außenpolitische Richtung, die wir verfolgen, und da erscheint mir nicht zweifelhaft, daß, nachdem uns die offene Tür nach dem Atlantik auf lange Zeit verschlossen ist, wir vor allem uns bestreben müssen, mit den europäischen Nachbarvölkern in ein gutes wirtschaftliches Verhältnis zu kommen, deren Interesse meines Erachtens in derselben Richtung geht. Diese Wechselbeziehungen der europäischen Kontinentalvölker und die wirtschaftliche Bedeutung Deutschlands in derselben sind von dem Engländer Keynes

gelegentlich seiner Beteiligung an den Versailler Friedensverhandlungen auch voll erkannt. Es ist möglich, aber keineswegs sicher, daß die Engländer bis zu gewissen Grade, d. h. insoweit sie glauben, uns als Arbeitsvolk und als Lohnsklaven ausnützen zu können, ein Wiederaufleben Deutschlands dulden würden. Robert Cecil hat in seiner letzten Rede über den Völkerbund etwas Ähnliches ausgedrückt mit dem bezeichnenden Zusatz, daß England dabei nur aufpassen müßte, beizeiten zuzugreifen, wenn dieses Wiederaufleben zu kräftig vor sich ginge. Er spricht dabei sicher in der Auffassung des ganzen englischen Volkes. Unser Interesse ist daher gegeben. Wenn wir nun einmal gezwungen sind, auf lange Zeit als Lohnsklaven für andere Völker zu arbeiten, so müssen wir aufs äußerste uns bemühen, dies nicht für England zu tun. Momentane kleinere Vorteile wiegen diesen Grundsatz nicht auf. Der Gegensatz zu England bleibt meiner Auffassung nach deshalb auch für die Zukunft unüberbrückbar. Das schließt selbstverständlich nicht aus, daß es Lagen gibt, in denen es richtig sein würde, mit England zu gehen. Das Thema der außereuropäischen Weltfragen, für welche es zur Zeit nur drei Großmächte, England, die United States und Japan, gibt, lasse ich hierbei unberücksichtigt. Ich spreche nur von der Haupttrichtlinie unserer europäischen Politik. Voraussetzung für dieselbe ist der, vielleicht etwas optimistische, Glaube, daß unser Volk, wenn ihm einmal die Binde von den Augen fallen sollte, die Zuversicht zu sich selbst wiederfindet, und wenn es den harten Willen damit verknüpft, wieder hochzukommen. Das kann es nur im Gegensatz zu England und mit dem Programm der Solidarität der Interessen der Völker des europäischen Kontinents. Zu den transatlantischen Völkern werden wir dabei nicht in einen Gegensatz treten, selbst nicht zu Amerika, trotz dessen Kriegsbeteiligung gegen uns. Wesen und Auffassung des amerikanischen Volkes darf nicht gleichgestellt werden mit der verflochtenen Politik des Präsidenten Wilson. Die Vereinigten Staaten und die anderen überseeischen Völker haben kein Interesse daran, England von neuem zum Stapelplatz ihrer Rohstoffe werden zu lassen; sie werden, soweit sie nicht unter politischem Zwang stehen, geneigt sein, direkt mit uns zu verkehren. Auf eine Konjunkturpolitik, wie das im einzelnen und den Umständen gemäß auszuführen sei, möchte ich mich nicht einlassen, da mir die wirtschaftlichen Unterlagen hierfür nicht zu Gebote stehen.

Die Haupttrichtlinie unserer Außenpolitik scheint mir aus obigen Gründen daher auch durch den Kriegsausgang nicht geändert zu sein. Die Erkenntnis für diese Richtung hat für uns Deutsche deshalb ein sehr aktuelles Interesse, weil trotz aller Erfahrungen während des Krieges bei uns auch die vortrefflichsten Leute immer wieder bereit sind, sich von den Engländern an der Nase herumführen zu lassen, sobald diese mit schönen Worten oder kleinen Gunstbezeugungen an uns herantreten. Sie sehen nicht, daß England auch jetzt auf allen Gebieten unseren Haß gegen Frankreich schürt, während es selbst mit seiner wohlwollenden Puritanermaske sich im Hintergrund hält, nach derselben Methode, mit der es während des Krieges in Griechenland gearbeitet hat. Unsere braven Michel sehen nicht, daß es vor allem England darauf ankommt, eine starke wirtschaftliche Wiederbelebung Deutschlands niederzuhalten, daß der Bolschewismus in Indien ihm sehr unangenehm, in Deutschland aber ziemlich gleichgültig ist. Solche Leute würden es womöglich für einen Erfolg gegenüber den Franzosen halten, wenn die Engländer beispielsweise die Polizei im Ruhrgebiet übernähmen. Die Raffiniertheit, mit der in dieser Richtung der Versailler

Friedensschluß von England inspiriert worden ist, die Wegnahme unserer Kolonien und unserer Handelsflotte, die Inbeschlagnahme von Danzig und Memel, und die dadurch versperrte Verbindung mit dem russischen Handel, hat uns noch immer nicht die Augen geöffnet. Die Engländer verstecken sich wieder einmal geschickt hinter den Franzosen, deren Unrecht an uns die deutsche Volksstimmung gegen den alten Erbfeind schürt, wobei ihr kein genügender Raum bleibt, sich mit Englands in der Form weniger rohen, aber im Wesen gefährlicheren Feindseligkeit zu beschäftigen. Es ist meine feste Überzeugung, daß wir und der Kontinent von Europa, der ja mit uns niedergebroschen ist, nur gesunden können, wenn wir die kalte egoistische Psyche Englands erkennen und demgemäß handeln. Ich habe versucht, in dieser Richtung durch meine 'Erinnerungen' zu wirken. Nicht in der pathologischen Gesinnungsart Frankreichs, sondern in der Weltpolitik Englands liegt der eigentliche Todeskeim für Europa. Die Frage ist gestellt, ob die europäischen Staaten reif sind, Provinzen des britischen Weltreichs zu werden.

General v. Caprivi, der vom Scheitel bis zur Sohle Preuze und Soldat war und auch nur Soldat sein wollte, sagte mir in einem Gespräch, das ich mit ihm über den Versailler Frieden von 1871 und einen solchen mit Frankreich nach einem künftigen Kriege hatte: Wir dürfen Frankreich nicht vernichten; es muß voll bestehen bleiben. Europa kann Frankreich und seine Kultur nicht entbehren. Man stelle sich einen englischen Staatsmann oder hohen Soldaten bei privater Beantwortung einer ähnlichen Frage vor, und man wird den weltweiten Unterschied der Denkweise und Psyche zwischen uns und den Briten verstehen, der wie ich stets bedauert habe, unüberbrückbar war und in Zukunft, soweit wir sie ahnen können, auch bleiben wird."



Politische Bildung des Studenten.

Von Professor Dr. Friedrich Tobler.



Es ist darüber geklagt worden, daß der deutsche Student gegenwärtig der Gefahr ausgesetzt sei, durch die Bildung studentischer Gruppen von seiten der verschiedenen politischen Parteien einseitig in deren Fahrwasser zu geraten. Die Gefahr darf nicht verkannt werden. Ebensovienig freilich die Tatsache, daß sie zu nennen schon den Vorwurf politischer Unreife in sich schließt. Sagen wir milder: nicht den Vorwurf der Unreife, sondern die Notwendigkeit einer Einführung.

Unter den heutigen Studenten ist jene breite Schicht nicht zu unterschätzen, die den Krieg lange und ernst mitgemacht hat und in dieser Zeit eine menschliche Reife erfuhr, wie sie gleich lange Studienzzeit schwerlich erzeugt haben dürfte. Der Eifer des Nachholens, begreifliche wirtschaftliche Sorgen, ebenso oft aber auch eine fast krankhafte Verschlossenheit nach schwerem Erleben halten viele von diesen, und nicht die schlechtesten, zurzeit von der Politik eher zurück. Schon aber wächst neben ihnen ein jüngeres Geschlecht heran, dem das ernstere Erlebnis der Umsturz war und das unter seinem Eindruck für sich und seinen Stand